

Abonnements-Preise:

in Paris:

Ein Jahr.	24 Francs.
Sechs Monate.	15 "
Drei Monate.	8 "

Auswärts:

Ein Jahr.	28 Francs.
Sechs Monate.	15 "
Drei Monate.	9 "

Insertionen: die Zeile à 50 Centimes.

Vorwärts!**Man abonniert:**

für Paris:

im Bureau central pour l'Allemagne, rue des Moulins, 32. und in der Buchhandl. von Jules Renouard et C^o, rue de Tournon, 6;

in den Departements:

bei allen Postämtern und Messagerien; Deutschland, Schweiz, England:

in allen Buchhandlungen;

Belgien:

bei den Messagerien;

Nord-Amerika:

bei den Herren Gichtal und Bernbard, Spruce-Street, Nr. 3, in New-York.

Erscheint Mittwoch und Sonnabends.

Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und geselligem Leben.

Die Versendung des Vorwärts! geschieht stets am Erscheinungs-Tage, an unsere auswärtigen Abonnenten durch die Post, an die Pariser Abonnenten durch die Anstalt des H. Vidault, 16, rue de la Jussienne. — Sollten Blätter gar nicht oder unregelmäßig zugestellt werden, so bitten wir uns dies in frankirten Briefen anzuzeigen. — Anfragen, Beiträge, Pränumerationsgelder und Briefe wollen franco: „An die Redaction des Journals: Vorwärts, 32, rue des Moulins in Paris“ eingeschendet werden.

Deutschlands historisches Recht auf Pressfreiheit.

Unser historisches Recht auf die Freiheit der Presse gründet sich auf den Artikel 18 der Bundesacte. Wir haben schon früher bemerkt, daß die Censur sowohl den Völkern des Alterthums als den germanischen Völkerstämmen durchaus unbekannt war und daß noch 40 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst völlige Pressfreiheit herrschte. Erfinden ward sie im Jahre 1505 des Heils von Papst Alexander IV. Das Beispiel der immer noch einflussreichen Hierarchie wirkte auf Deutschland zurück. Reichspolizeiliche Gesetze verlangten Aufsicht auf die Presse und landesherrliche Censureinrichtungen. Die damaligen Landesherren beachtetten aber wenig diese Reichsgesetze. So kam es, daß viele Regierungen, unter andern Mecklenburg und Hessen-Darmstadt, niemals Censur einführten, so daß sie ihnen zur Zeit des Artikels 18 der Bundesacte unbekannt war und bis zu den Karlsbader Beschlüssen ganz fremd blieb. Ein wohlunterrichteter Staatsmann rechnet daß im Jahre 1818 — der Karlsbader Kongreß war 1819 — ohngefähr ein Drittel der deutschen Staaten keine Censur hatte. Die übrigen zwei Drittel hatten, den gedachten Reichsgesetzen Folge leistend, Censur eingeführt. — Die nächste, für ganz Deutschland maßgebende Norm hinsichtlich der Presse finden wir nun im gedachten Artikel 18 der Bundesacte. Derselbe sagt: „Die verbündeten Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern,“ und zählt dann diese Rechte in vier verschiedenen Sätzen auf, von welchen der 4. lautet: „Die Bundesversammlung wird sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen.“ Für den schlichten Mann, welcher mit dialectischen Verdrehungen weniger vertraut ist, haben wir den Beweis unseres historischen Rechtes schon mit diesem bloßen Citate geführt. Wir wollen aber auch mit den Wortverdrehern anbinden, und ihnen möglichst das Hinterpörtchen verrammeln, zu welchem hinaus sie uns entweichen möchten.

In der That, es hat ein höchst geistreicher, nunmehr verstorbener Staatsmann und Schriftsteller, derselbe Mann, welcher im Jahre 1797 an Friedrich Wilhelm III, bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung jenes vortreffliche Sendschreiben richtete, welches in der überzeugendsten Sprache der heiligen Wahrheit die Kostbarkeit und Unantastbarkeit der freien Presse über allen Zweifel erhaben hinstellte, und die gegen ihre Beschränkung streitenden Rechts- und politischen Gründe als überwiegend und total schlagend erklärte, — ja derselbe Mann hat später behauptet, der Art. 18 der Bundesacte habe uns nicht die Pressfreiheit, sondern Censur verheißen. Es hat noch kürzlich ein Biedermann in einer deutschen Kammer auf diese Thatsache mit Entrüstung hingewiesen, und es ist das Amt der Geschichte, über solche Sinnesänderungen, die nicht das Resultat wahrhaft in sich umgeborner Seelen sind, mit unpartheilicher Härte zu richten. Sie hat es schon zum Theile gethan, trotz der Vertheidigung des Herrn Barnhagen von Ense, und es ist eine erhebende Erscheinung für den Freund der Menschheit, wie vor ihrem ewigen Richtersthule so kahl, so winzig dasteht das eitle Treiben der siegesfesten Einzelpersönlichkeit.

Was aber die Sache selbst anbetrifft, so müssen wir leider gestehen, daß der bloße Wortlaut der Art. 18, indem er uns bloß „gleichförmige Verfügungen über die Pressfreiheit“ verheißt, allerdings an und für sich nicht entscheidend ist. Um so schlagender sind aber die Thatsachen.

Wir alle kennen den Fall Deutschlands, insbesondere des alten Preußens vor den siegreichen Panieren Frankreichs; wir kennen das Gericht der Geschichte über den todten Staat des unmündigen Bürgerthums mit schrankenloser bureaucratisher Bevormundung. Aber der Übermuth des Siegers und die Erniedrigung der moralisch noch nicht getödteten deutschen Nation führten auch den Wendepunkt der Geschichte herbei. Napoleons Egoismus zerstörte, bei der beispiellosen Zunahme seiner Macht, immer mehr die Freiheiten des Volkes, so daß ein französischer Schriftsteller mit Recht von ihm sagen konnte: „Ein Sohn der Freiheit, hat er seine Mutter entthront.“ Der Idee der Freiheit und Achtung der freien Persönlichkeit war nicht mehr wohl im französischen Heereslager; sie

schlich leise und allmählig in das Lager der verbündeten Mächte. „Man gelangte — so sagt ein achtbarer Schriftsteller — zur Anerkennung der wahren Quellen des Unglücks, so wie der wahren rettenden Kräfte, der Freiheit und freien Wahrheit.“ Wie mit einem Zauberschlag haben wir mit dieser Bundesgenossin gestiegt; ohne sie war der Sieg unmöglich. Die Fürsten selbst verkündeten freie Verfassung und freie Sprache als Ziel und Preis einer allgemeinen Volkserhebung. Die gemeinschaftliche Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813, so wie die einzelnen Aufrufe der Landesherren an ihre Völker athmen diesen Geist. Blücher verheißt den Sachsen in seinem Aufrufe ausdrücklich die Pressfreiheit. Fast überall, wo sich die Macht der verbündeten Heere hin erstreckte, ward factisch Wort und Schrift frei. Ja, wir finden während des Befreiungskampfes in den Hauptquartieren der verbündeten Mächte besondere Freiheitsredner angestellt, welche durch begeisterte Vorträge das Volk zum Enthusiasmus der Freiheit gegen die Sklaverei entflammten. Und als nun durch die entfesselte Macht des freigewordenen Geistes die Schlacht bei Leipzig geschlagen, als der glorreichste Sieg errungen war, da sollten die auf dem Congreß zu Wien versammelten deutschen Monarchen ihren Völkern die Censur verheißten haben, sie sollten Angesichts des tausendstimmigen Verlangens, Angesichts der hochherzigsten Verheißungen, Angesichts der geflossenen Ströme des bravsten edelsten Blutes die Wünsche ganz Deutschlands mißachtet, sie sollten nicht nur den pressfreien Ländern die Pressfreiheit vorenthalten, sondern selbst die pressfreien Staaten zum Lohne der hingebendsten Aufopferung dieser Wohlthat beraubt haben? Sie sollten — und das sagen wir für diejenigen, welche auch dort in den Fürsten nur die kalten Vertreter des historischen Rechtes gegen die Idee erblicken wollen, welche nicht daran glauben, daß auch den Fürsten das Herz erbebt vor namenlosem Drang gemischter Gefühle, daß auch sie von dem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen waren, der in ganz Europa ein millionenstimmiges Echo erregte — sie sollten ihren Völkern Censur verheißten haben Angesichts der Rückkehr Napoleons von Elba, Angesichts des drohenden neuen gefährlichen Krieges, welcher die Fürsten zur Wiederaufnahme der über dem Länderstreite fast vergessenen deutschen

Verfassungsfrage und zu der einstimmigen Erklärung veranlaßte: „daß unter den dringenden Umständen der gegenwärtigen Lage der Dinge durch neue Zusicherung ihrer Rechte in der, wenn auch noch unvollständigen Bundesacte, die Völker, um mit Vertrauen und Muth, mit Kraft und Freude den neuen Kampf zu beginnen, über diese Rechte beruhigt werden, daß sie zur Überzeugung gelangen müßten, daß die bereits dargebrachten Opfer, so wie die neuen Anstrengungen für ihre theuersten Interessen, für ihre unverjährbaren Rechte, geleistet und erheischt würden?“ —

Wer mag noch Angesichts dieser Thatfachen zu behaupten wagen, der Artikel 18 der Bundesacte habe uns Censur verheißt? Vor ihrer Gewalt prallt die Sophisterei ohnmächtig zurück. Auch hat noch kein Fürst eine solche Behauptung aufgestellt. Im Gegentheil, mehrere Bundesstaaten hoben — wie uns Welker berichtet — in Folge des Art. 18 der Bundesacte durch ausdrückliche Bestimmungen der Landesverfassungen und Landesgesetze alle Censur auf und die hohe deutsche Bundesversammlung erteilte einstimmig der Weimar'schen Verfassung und ihrer vollständigen Pressefreiheit ihre ausdrückliche Gewährleistung. Alles augenfällige Bestätigungen, daß der Art. 18 allen Deutschen die Freiheit der Presse, die sie zum großen Theil schon damals besaßen, jetzt als allgemeines deutsches Nationalrecht zusichern, nimmermehr aber deren Zerstörung durch Censur androhen sollte. — Selbst der dritte der Carlsbader Beschlüsse, welcher die Censur in Deutschland wieder gemeinrechtlich machte, stellt sich nicht als Erfüllung der Verheißung des Art. 18 der Bundesacte dar, vielmehr lautet sein § 10 wörtlich so: „Der gegenwärtige einstweilige Beschluß soll vom heutigen Tage an fünf Jahre in Wirksamkeit bleiben. Vor Ablauf dieser Zeit soll am Bundestage gründlich untersucht werden, auf welche Weise die im 18. Art. der Bundesacte in Anregung gebrachten gleichförmigen Verfügungen über die Pressefreiheit in Erfüllung zu setzen sein möchten, und demnächst ein Definitiv-Beschluß über die rechtmäßigen Grenzen der Pressefreiheit in Deutschland erfolgen.“ Nach dem einmal in der Welt dastehenden Art. 18 und dessen von uns entwickeltem nothwendigen Sinn und Verständniß kann aber unter den rechtmäßigen Grenzen der Pressefreiheit Nichts verstanden werden als — Strafgesetze.

Wir sehen also, daß auch die Carlsbader Beschlüsse nicht sagen, der Art. 18 habe Censur versprochen. Hätten die in Carlsbad versammelt gewesenen Minister, an deren Spitze Fürst Metternich, diese Behauptung offen zu der ihrigen gemacht, so war ja mit ihren Beschlüssen dem Art. 18 völlig genügt, es war Alles abgethan, und nicht nöthig, dieselben als bloß provisorisch und für nur 5 Jahre für gültig zu erklären. — Der Zufall hat es gewollt, daß die Carlsbader Beschlüsse grade am 18. October 1819, dem fünften Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, publicirt wurden. (Gef. S. de 1819, S. 224.) Sie wurden später durch Bundes-Beschluß vom 16. August 1824 für so lange, bis man sich über ein definitives Pressegesetz vereinigt haben werde, in Kraft erhalten. — So wie die Sachen jetzt stehen, gilt in Deutschland immer noch die Censur, jedoch mit Anwartschaft — mit historischem Recht — auf Pressefreiheit.

Ob im Jahre 1819 zu den gedachten Beschlüssen

ein hinreichender Grund vorhanden gewesen, oder nicht, dies können wir hier nicht näher untersuchen. Als Grund zur Carlsbader Conferenz wurden im Allgemeinen „die revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen bezeichnet. Wir wollen nur in kurzen Worten anführen, was der edle von Rotteck darüber sagt. „Die wahre Ursache — so lesen wir — der unruhigen und düstern Stimmung der Denkenden im Volke — wie alle Unbefangenen anerkennen müssen und die edelsten Schriftsteller, namentlich auch Zschokke, laut aussprachen — war die Nichtbefriedigung der gerechten Forderungen der Nation. Leider übersah man dies in Carlsbad und auch die Präsidialproposition schweigt davon. Man hielt sich an die Symptome des Übels und verkannte dessen wahren Grund; man suchte den Rauch zu ersticken und beruhigte sich über den innern Brand.“

Gebe ein gutes Geschick, daß bald der letzte Rest des Mißtrauens schwinde, auf daß endlich unser historisches Recht eine Wahrheit werde! Daß dies ohne Gefahr, ja mit dem unverkennbarsten Nutzen für Herrscher und Volk, für Thron und Hütte, für Scepter und Bettelstab geschehen könne, wird sich für jeden Unbefangenen von selbst ergeben.

Pressefreiheit in Botany-Bay aber nicht in Deutschland.

Jeder Fürst muß die geistige Fortentwicklung seines Volkes wünschen und zu befördern suchen. Schon ein gleichgültiges Zusehen wäre schwer zu verantworten. Alle aber, die sich an der öffentlichen oder heimlichen Hintertreibung des Bildungsprozesses ihres Volkes thätlich betheiligen, welche sich dazu entschließen könnten, einer von großen und hochherzigen Ideen schwangern Zeit ihre gesegnete Leibesfrucht abzutreiben, mögen zusehen, wie sie eine solche Handlung vor ihrem Gewissen und der Weltgeschichte rechtfertigen, und wie sie den Fluch verthierter Generationen von sich abwälzen! Wenn wir daher unsere deutsche Censurgebung wie oben vom Standpunkte des historischen Rechtes aus betrachten, so soll dies nichts weniger als ein Schlastrunk für die Freunde der freien Rede sein. Wir wollen damit nur die Hoffnung und den Muth der an dem guten Willen der Machthaber Verzweifelnden aufrichten und von neuem ansprechen, auf daß wir mit erneuten geistigen Kräften doch noch das Ziel unserer heißesten Wünsche erreichen. Ebenso wenig fällt es uns, indem wir uns auf diesen Standpunkt versetzen, ein, zu behaupten, wir seien zur Zeit wirklich noch nicht reif, ein „freies“ Wort zu sprechen. Wir müßten uns ja schämen, hochroth wie Purpur müßte sich unsere Wange färben, wollten wir uns einer Wohlthat selbst für unwerth erklären, deren sich Spanien bedient, allwo noch vor nicht langer Zeit die Gräuelpredatoren der Inquisition wütheten, deren sich die Schwarzen von St. Domingo erfreuen und die englischen Verbrechercolonien von Australien! — Wir wollten nur andeuten, daß bei den, allerdings durch die Eigenthümlichkeit der Zusammensetzung und Verfassung herbeigeführten ungünstigen Beschlüssen unserer Landtage über die Pressefreiheit, es sich wohl erklären lasse, wie sich in gewissen Kreisen die Ansicht halten konnte, die Censur sei für uns relativ gut, selbst dann, wenn sie abso lut als schlecht zu erachten wäre.

Wir wollen uns daher mehr und mehr von unsern Principien zu durchdringen suchen, auf daß Deutschland, „das mit stolzer Eifersucht die Erfindung Gutenberg's gegen die Ansprüche anderer Nationen vertheidigt, das intelligente, ideale, tiefe, philosophische Deutschland,“ auch so reif werde, wie Spanien, St. Domingo und Botany-Bay.



Buntes und Spißes.

Die „Aachener Zeitung“ vom 10. April theilt in ihren vermischten Nachrichten die bereits vor zwei Monaten durch alle deutschen Journale gegangene Notiz über die Broschüre: *Mystères de la Russie* (jetzt als *Russie, Allemagne et France* erschienen) mit, demzufolge russische Agenten dem Buchhändler Paulin 10 000 Francs für das Manuscript geboten, welche dieser ausgeschlagen. Bekanntlich ward diese Angabe bereits später widerlegt, da Paulin das Buch gar nicht herausgab und die von Bagnerre jetzt angefündigten *Mystères de la Russie* noch gar nicht erschienen sind.

Die vermischten Nachrichten der „Aachener Zeitung“ sollten also besser den Namen „verlegene Nachrichten“ führen.

Dieselbe „Aachener Zeitung“ schreibt stets *Marquis* statt *Marquis*. Weshalb diese Zustuzung? Darin liegt keine Deutschtüchtigkeit. — Diese liegt tiefer.

Carl Guskow sagt in der „Kölnischen Zeitung“ vom 13. April: „Berlin ist eine Weltstadt geworden.“ Die Schmeichelei ist etwas stark und kühl sich bereits in einem andern Briefe desselben Verfassers (in Nr. 111 derselben Zeitung) bedeutend ab. Den Kroll'schen *Feenpallast* schildert Herr Guskow als in Staub gewickelt und wenig glänzend, wenn auch groß, weit und breit gebaut und nur auf kurzen Effekt berechnet.

Wir kennen andere Dinge in Berlin, die, in der Nähe betrachtet, eben so dekorationsartig, oberflächlich und dennoch großsprecherisch in alle Welt sich als Orakel verkündigend, die geheimen Mäkel jetzt gar nicht mehr verbergen können. Dies sind die preussischen Rückschritte, die jeder freien Entwicklung oft schlau verkappt, oft ungeschickt plump entgegen treten. Diese Zustände wünschten wir von Herrn Guskow's Feder lieber dargestellt zu sehen als die Kroll'sche *Feenpallast*-Prählerei. Oder hat Herr Guskow in der großen Ziegel- und Holzbude des Herrn Kroll und dem staubigen Berliner Exercierplatz, eine Allegorie bieten wollen?

Der sächsische Kreisdirector von Falkenstein soll zu Johanni die Stelle eines Ministers des Innern in Dresden einnehmen.

Der durch seine hier und da zusammen gesuchten Anekdoten, faden Novellen in Berlin oft genannte Herr Carl Mächler zeigt dasebst an, er lege den von ihm redigirten „Neuigkeitsboten“, der übrigens nie die geringste Neuigkeit brachte, aus dem Grunde nieder, weil der Verleger in dieser Zeitschrift sich

erlaubt ohne Herrn Müchlers Erlaubniß die „My-
sterien von Paris“ übersetzt zu geben. Klagen
werde er nicht, um sich Streitigkeit, Langeweile und
auch einen seiner Gesundheit schädlichen Ärger
zu ersparen; keinesfalls aber wolle er Aufsätze,
die man einem gebildeten Publikum nicht bieten
solle, gut heißen.

Greift die Pietisterei oder Scheinheiligkeit etwa
in Berlin schon die Literatur an? Am Ende wird
auch Herr Claren (Hofrath Heim) gegen die Un-
moralität der Eugène Sue-Literatur protestiren;
Claren, dessen verschleierte Lusternheit zehn Mal
schlimmer wirkt als die offene Darlegung der so-
cialen Mißverhältnisse in den Pariser untern und
obern Schichten der Gesellschaft.



Kurze Fragen.

Wozu dienen das Berliner Berichtigungs-Bureau
und die aus den verschiedenen Berliner Ministerien
versandten sogenannten Berichtigungs-Correspon-
denzen? Vor einigen Wochen meldeten verschiedene
deutsche Blätter, der in ganz Deutschland mit Recht
als zeitungemäß von der öffentlichen Meinung ver-
worfenen Cartell-Vertrag zwischen Rußland und
Preußen sei bereits von dem preussischen Gesandten
in Petersburg unterzeichnet und werde Anfang
1845 ins Leben treten.

Was antworteten hierauf die Berliner Berich-
tigungs-Correspondenzen? — Nichts Bestimmtes,
sondern Ausweichendes und Ungenügendes, d. h.
weder ja noch nein.

Wozu dient die „Allgemeine Preussische Zeitung“
der preussischen Regierung, wenn sie auf so wich-
tige Fragen der Zeit keinen klaren offenen Bescheid
gibt?

Fürchtet man ja zu sagen, um die öffentliche Mei-
nung nicht zu verletzen?

Darf man nicht nein sagen, weil der Cartell-
Vertrag bestimmt erneuert werden soll? Oder war-
tet man den vollständigen gegenseitigen Abschluß
ab, um dann die öffentliche Meinung durch das alte
Lied der abgemachten und nicht zu ändernden
Sache abzufertigen? Falls aber der Cartell-Vertrag
eine veränderte Fassung und günstige Artikel einge-
schaltet erhalten, warum dies nicht dem Publikum
mittheilen?

Eine andere Frage:

Wie steht es mit der deutschen Zollvereins-Flagge,
von welcher so prunkende Schilderungen vor zwei
Jahren in die Welt geschickt worden? Ist diese An-
gelegenheit auch nur ein Luftballon gewesen, um
den guten deutschen Michel mit schallenden Re-
densarten zu besänftigen und zu kitzeln?

Wie steht es mit der preussischen Anfangs-
Marine?

Wird die eine Fregatte nur ebenfalls gebaut um
den Berlinern ein großes Spielzeug vorzuhalten?

Man sollte mit so ernsthaften Dingen keinen
Scherz treiben und nicht in alle Welt großspreche-
rische Worte versenden von der Gründung einer
deutschen Marine, wenn das ganze Gerede bei der
einen Fregatte oder Corvette stehen bleiben sollte.

Eine andere Frage:

Wie steht es mit der so zeitgemäßen Bildung ei-
nes preussischen Handelsministeriums? Soll auch

diese Sache nicht gefördert werden, während die
deutschen Eisenbahnen und Handelsverhältnisse
jedem Tage eine größere Bedeutung und eine spe-
zielle Behörde in Anspruch nehmen?

Mit einem Worte: Ist der gestiefelte Kater von
Tief in Berlin Premierminister, und sollen griechi-
sche Trauerspiele, Waffenröcke, die Fontainen in
Sans-Souci, der alte Schelling und dergleichen
etwa fortfahren alte Märchen vorzuzählen und
mit dem Parademantel des Pietismus verbrüderet,
die einzigen Zeichen der geistigen Regung sein?

Zur Entschädigung für so viel Unbehaglichkeiten
werden den Berlinern wieder hohe russische
Herrschaften zum Besuch versprochen.

Deutsche Hülfsgesellschaft der Stadt New-York.

(Schluß.)

Wir hatten zu Anfang des Gesellschafts-	Doll.	
jahres in Cassa. " " " " " "	665 63	
Die Einkünfte im Laufe desselben waren.	4 456 22	
Die Ausgaben waren:		
Für Unterstützung an Arme und		
Kranke durch den Wohltätigkeits-	Doll.	
Ausschuß. " " " " " "	2 474 00	
Für Medizin, Bruchbänder etc.	188 15	
Für jährlichen Beitrag für die		
Entbindungsanstalt. " " "	10 00	
Für Druckkosten etc. " " "	106 74	
Für Unterhaltung der Agentur.	1 083 98	
	<u>3 862 87</u>	
Läßt in Cassa	593 35	

Dieser Cassenbestand von nur 593 Doll. 35,
womit wir das neue Jahr beginnen, ist im Ver-
hältniß zu den vergrößerten Bedürfnissen der Ge-
sellschaft eine kleinere Summe als wir je, so lange
die Gesellschaft besteht, zur selben Periode in Hän-
den hatten. Dennoch sieht der Verwaltungsrath
getrost der Zukunft entgegen, denn die Erfahrung
der letzten 12 Monate hat ihn gelehrt, daß er im
Fall der Noth vertrauensvoll auf die Mitglieder
der Gesellschaft, auf die Deutschen New-Yorks
rechnen darf.

Die zweckmäßige Verwendung der rasch zuneh-
menden Mittel unserer Gesellschaft wird mit jedem
Jahre schwieriger und der Verwaltungsrath kann
dem Gegenstande keine zu ernste Aufmerksamkeit
widmen; doch soll er sich durch diese Schwierigkeit
nicht entmuthigen lassen, denn bei hinlänglichen
Mitteln erfordert die Befriedigung vergrößerter
Bedürfnisse nur ein Wischen mehr Thätigkeit und
guten Willen. Die Lage der Armen erregt mit je-
dem Jahre allgemeinere Aufmerksamkeit, und die
Erfahrung bestätigt mehr und mehr die Richtigkeit
der Ansicht, daß gemeinsames Wirken einer Anzahl
Individuen zu günstigeren Resultaten führt als deren
isolierte Bestrebungen. Deshalb die wachsende Vor-
liebe für die Bildung von Gesellschaften. Ein Ge-
such nach dem andern wird der Legislatur einge-
reicht um Incorporirung von stets neuen Wohlthä-
tigkeitsvereinen, und mit besonderer Genugthuung
gewahrt der Menschenfreund wie in letzter Zeit eine
Anzahl Ehrenmänner sich sogar das hohe Ziel ge-
setzt hat, dem Betteln jeder Art in der ganzen Stadt
New-York ein Ende zu machen, wohlverstanden
nicht durch Einschreiten der Polizei, sondern durch
Bethätigung ächter Humanität, nämlich dadurch,
daß man dem Hülfbedürftigen, ohne daß er darum
in den Straßen zu betteln habe, zu dem Noth-

wendigsten verhelpe. Kopf und Herz beschäftigen sich
gleich eifrig mit der Lösung der wichtigen Frage,
wie dem Uebel der Armuth zu begegnen sei, ohne
den Hauptquellen derselben, der Trägheit, Sitten-
losigkeit und dem Verbrechen, freien Lauf zu lassen;
alle Sekten, Klassen, Nationen streben nach Errei-
chung des großen Ziels und bilden Vereine und
suchen einander den Rang abzugewinnen; und wie
wäre zu befürchten, daß gerade der Deutsche an die-
sem edlen Wettstreit nicht theilnehmen werde! Im
Gegentheil, es wird schwer sein ihm den Sieg streitig
zu machen, und deshalb, obwohl wir das Jahr
mit so geringen Mitteln beginnen, sehen wir der
Zukunft getroßt entgegen und erwarten vertrauens-
voll, es werde uns heute über 12 Monaten vergönnt
sein, wie es seit dem Einschreiten des edlen Stif-
ters der Agentenschaft alljährlich am 22. Februar der Fall
war, berichten zu können, daß wir nicht nur eben-
soviel, sondern abermals mehr des Guten als im
vorhergehenden Jahre gethan haben.

New-York, 22. Februar 1844.

Eine kurze vergleichende Darstellung des Wirkens der
Gesellschaft in diesem und dem vorhergehenden Jahre dürfte
den Mitgliedern interessant sein.

Voriges Jahr verschaffte der Agent Plätze als Diensthoten, Gefellen u. s. w.	322 Pers.; dies Jahr 406	
Ärztliche Hülfen, Medizin etc.		
bekamen voriges Jahr " " "	290 " " "	413
Der Wohltätigkeits-Ausschuß befriedigte voriges Jahr		
1 073 Applicationen, dies Jahr 1863.		
Beiträge, Eintrittsgelder etc.	v. J.	d. J.
von Mitgliedern. " " "	Doll. 1 320 00	2 031 50
Gesamteinnahmen. " "	2 230 66	3 790 59
Gesamtausgaben. " "	2 846 24	3 862 87
Cassenbestand zu Anfang des		
vorigen Jahres. " " "	665 63	593 35

Um den Mitgliedern von dem Wirken der Gesellschaft in
den Wintermonaten einen Begriff zu geben, wird bemerkt, daß
der Wohltätigkeits-Ausschuß seit dem 4. d., also seit 18 Tagen,
380 Doll. 25 ausgab, sage über 21 Doll. per Tag. Um die-
selbe Zeit im vorigen Jahre waren die Auszahlungen 15 Doll.
per Tag.



Musikalisches.

Die gute alte französische Musik von Gretry,
Dalairac u. s. w. wird noch heutigen Tags in der
komischen Oper neben den besten neueren Partitu-
ren vom Publikum ausgezeichnet. Es ist also eine
sehr glückliche Idee gewesen diese komische Opern,
deren Fülle der Melodie und Anmuth und Einfach-
heit des Styls immer neu bleibt, in wohlfeilen
Klavierauszügen erscheinen zu lassen. Diese Auf-
gabe hat sich das Journal „La Parole et l'Orate-
ur“, 15, rue du Cimetière-Saint-André-des-
Ares, gestellt und sie bereits durch einen guten An-
fang gelöst. „Adolph und Clara“, komische Oper
von Dalairac, ist mit Clavierbegleitung und allen
Gesangstücken nebst Gesangstext und einer kurzen
historischen Notiz zu dem billigen Preise von 3
Franken im großen Format erschienen. „Die Beiden
Savoyarden“, von Dalairac, „Silvain“, „l'E-
preuve villageoise“, von Gretry, die „Meloma-
nie“ von Champein werden folgen. Wir empfehlen
allen Freunden guter Musik diese werthvolle Her-
ausgabe. Zu demselben Preise giebt es nichts äh-

liches. Tüchtige Musikkenner haben die Partitur angeordnet. Auch die deutschen Musikhandlungen mögen auf diese Unternehmung Rücksicht nehmen, sie werden in jeder Hinsicht befriedigt sein.

„Adolph und Klara“ wurden im Jahre 1799 zum ersten Male auf dem Theater Feydeau (komische Oper) gegeben. Die Lieblingsänger jener Zeit, Mevion und Madame Saint-Aubin, sangen und spielten die Hauptrollen. — Der Text, bekanntlich von Marfollier, kann als Libretto nur Lob verdienen.



Salon: Plaudereien

über Musik, Theater, etc.

Endlich doch ein Konzertstillstand, und hoffentlich bald ewiger Friede. Die Schlachtfelder bei Erard, Herz und Pleyel sind verödet; die Geigen, Violon, Flöten ruhen in ihren Futteralstücken, die zertrümmerten Pianos werden neu aufgebaut, die gefallenen Noten und erwürgten Mousaden bleiben begraben, Friede wird einkehren in die Wohnungen der Kritiker und das Publikum stimmt freudig ein Te Deum laudamus an. Nur die Enthusiasten und reiche Dilettanten werden noch auf's Land oder ins Bad ihre Schützlinge und Instrumente mitführen, um dort auf homöopathische Weise die Langeweile zu tödten. Solche einzelne Beschüher der Kunst sind in unserm bloß industriellen Zeitalter zwar sehr wünschenswerth, doch habe ich leider die Erfahrung gemacht, daß die größten Enthusiasten gewöhnlich am wenigsten verstehen. — So erschien unlängst bei dem Marquis *** (wir verschweigen aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten den Namen), der ein großer Musikfreund und Instrumentensammler ist, ein Musikhändler, und trug ihm eine echte Geige von Amati zum Verkaufe an. Der Marquis ließ die Geige von mehreren Violonspielern prüfen, und nach befundener Echtheit wurde der Preis von 5000 Frank's gezahlt. Die Geige wurde nun numerirt, sie prangte unter anderen Cabinetstücken im Instrumentensaale, und Sie können sich denken, daß der Marquis sogleich in Entzücken gerieth, wenn er selbst, oder sonst jemand die Geige mit dem Bogen berührte. Natürlich führte der Marquis jeden Künstler der sich ihm vorstellte, in seinen Concertsaal, und da jeder vorzüglich fand was der Herr vom Hause lobte, so sah unser Beschüher den Himmel voller Geigen.

Der Marquis befand sich noch in den Flitterwochen seiner Vermählung mit der Tochter Amati's, als seine Freude plötzlich gestört wurde; als er eines Morgens mit der schönen Amati tändelte, trat sein Nefse und einziger Erbe ein, und stellte dem lieben Onkel die dringende Nothwendigkeit eines neuen Reitpferdes vor. Der Onkel war zu sehr vertieft, er hörte nicht oder wollte nicht hören. — „Ein herrlicher Goldfuchs, lieber Onkel, fünfzehn Tausend hoch.“ — „Höre zu, mein Junge, bewundere die Fülle dieses Tones.“ — „Sie sollten ihn traben sehen.“ — „Ich fühle eine besondere Geläufigkeit in meinen Fingern, wenn ich diese Geige in die Hand nehme.“ — „Und kostet bloß 5000 Frank's!“ — „Wie? 5000 Frank's für ein Reitpferd (!), lieber Onkel, ich kaufe noch eine Geige von Amati.“ — Und somit wurde die Bitte rein abgeschlagen. Der liebe Nefse wollte aber durchaus ein Reitpferd besitzen, und ersann folgende List. Er kaufte in der rue du Temple eine alte Violon mit einem Pferdekopfe am Ende des Halses, ganz ähnlich der Amati'schen Geige, für einige Franken, numerirte sie wie den Liebling seines Onkels, hängte sie an die Stelle der echten Geige und verkaufte diese. Für die erhaltene Summe wurde der Goldfuchs

angeschaft, der Nefse reitet nun alle Tage in's Boulogner Wäldchen, und der Onkel windet sich noch immer vor Entzücken bei den Tönen der Pseudo-Amati als wenn es die echte wäre. — Der Nefse ist nun Musikfreund geworden, und wünscht daß der Onkel recht viele edle Geigen kaufen möge.

Bei List ist alle Morgen großes Leber. Dichter, Journalisten, Componisten, Klavierspieler, kurz Alles was einen großen oder auch nur einen kleinen Namen führt, ist alle Morgen da zu finden, wo mit künstlerischer Freiheit gelacht, geschwätzt und geraucht wird. List benimmt sich da, wie überhaupt in seinem ganzen Wesen, halb als Künstler, halb als Cavalier; was ich ganz recht finde, da der Künstler der eigentliche Cavalier unseres industriellen Zeitalters ist. Neulich trat er in das Concert des Violoncellisten Piatti ein, und besuchte nach der ersten Abtheilung den Concertgeber auf der Bühne. „Was haben Sie da für ein Instrument?“ fragte List. „Ein vorzügliches Violoncell,“ sagte Piatti, „welches mir zum Kauf angeboten wurde.“ — „Werden Sie es kaufen?“ — „Ich weiß noch nicht, denn es kostet 1500 Francs,“ meinte der Concertgeber. — „Ich mache Ihnen ein Geschenk damit,“ erwiderte List. Die Sache war abgethan, List hatte sein Concertbillet mit 1500 Francs bezahlt. Sein zweites Concert war wo möglich noch besuchter und glänzender als das erste. Wir enthalten uns eine beschreibende Bergliederung seines Spieles zu geben, denn jeder der ihn gehört, wird wissen, daß dies eine schwierige Aufgabe ist, welche würdig zu lösen die Feder des Kritikers wahrscheinlich zu schwach wäre. — In dem letzten Concerte des Conservatoriums hörten wir eine lyrische Scene: Le roi Lear, von Gustav Hequet, ein Musikstück, welches seiner Melodien, seiner regelrechten Stimmführung und seiner originellen Instrumentirung halber lauten Beifall erhielt. Dieses Werk, oder, wie wir vermuthen, ein Fragment eines größern Werkes, deutet auf ein besonderes Talent, dessen eigentliche Sphäre die Opernbühne wäre. Auch diese Scene würde in der großen Oper noch mehr Wirkung hervorgebracht haben.

Die erste Vorstellung der neuen Tragödie: „Catharina II.“ von Romand, wird wegen der Krankheit der Künstlerin Rachel fortwährend verschoben. Dem Bernheimen nach sollen die Ärzte der Olla Rachel gerathen haben, die Bühne ganz zu verlassen. Vater Desir glaubt daß dann das Theater-Français nur durch seine jüngere Tochter gerettet werden könnte. Welter Aberglaube! — Das Publikum ist in diesem Punkte sehr ungläubig. In einer der letzten Vorstellungen im Theater-Français besaßen sich bloß vierzig Personen, darunter zehn Journalisten und dreißig Claqueurs; die Administration hofft jetzt bloß auf die Bâtons flottans, welche, von der Censur erlaubt, im Laufe des Monats Mai zur Darstellung gelangen werden.

Im Theater de la Gaîté misfiel Louise et Louison, von Dupeuty.

In der komischen Oper macht die „Syrène“ fortwährend volle Häuser, und nach dieser Oper wird ein Werk von Gerard zur Aufführung vorbereitet. Montfort, welcher von seinem Schwiegervater Herr Crosnier, ein dreiaktiges Opernbuch als Mitgift erhielt, hat in dem Contracte vergessen, die Zeit der Aufführung bestimmen zu lassen. Die Oper ist nun fertig, doch der lebenswürdige Schwiegervater hat sie ad græcas calendæ verschoben. — Die deutsche Oper, die im Monate Mai hier eintreffen sollte, hat sich entschlossen, ihr Vorhaben erst im künftigen Jahre auszuführen, und die Zwischenzeit zu einer solchen Vervollständigung ihres Ensembles zu benutzen, daß sie dann allen Anforderungen der Pariser Kunstwelt entsprechen kann. Es ist dies die Darmstädter-Hof-Operngesellschaft. Eine lebenswürdige Tänzerin, Mlle Banny Scherzer, welche das Wiener- und Münchener Publikum oft entzückte, ist hier angekommen, und gedenkt in der großen Oper zu debütiren.

In der großen Oper sind die Debute der Herrn Mengis und Serda und das Wiederauftreten Duprez zu erwähnen, und ich freue mich berichten zu können, daß ich keinen von allen dreien gehört. So oft ich ins Locationsbureau trat, und die zehn Frank's aus der Tasche zog, fand ich immer, daß sie mehr Klang haben, als die Stimmen der großen Oper; ich steckte sie also ein und ging lieber zum Quai de Billy hinaus um endlich die

Luftfahrt des von so vielen widrigen Schicksalen und Winden geplagten Luftschiffers Kirsch zu sehen. Dieses Mal schien ihm ein freundlicher Stern zu leuchten, und obgleich die Deutschen nur schwer in die Höhe kommen, so flog unser wackerer Landsmann doch federleicht in die Höhe, sah sich ungefähr 40 Minuten lang Paris in der Vogelperspective an und kam dann glücklich bei der Barrière von Sèvres zur Erde und in den Besitz seiner bis dahin mit gerichtlichen Beschlag belegten Cassa. Das herrliche Frühlingewetter, die bunte Menge in der Allée des Cours la Reine, das Treiben und Drängen der auspackenden Industriellen in und um den Industrie-Park, über der Seine drüben die sich wie aus der Erde erhebenden Theater, Kletterstangen und Feuerwerksgerüste des 1. Mai, Alles dieses zusammen bot ein viel unterhaltenderes und interessanteres Ensemble, als ich es in der großen Oper gefunden hätte. Beati illi qui procul der großen Oper und ihrer langweiligen Abende leben können.

Mar M.



GALERIE DES BEAUX-ARTS,

BOULEVARD BONNE-NOUVELLE, N. 20.

Die Gallerie der schönen Künste ist alle Tage von 10 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends geöffnet. Die Sitzung kostet 25 Centimen. Man findet daselbst französische, englische und andere fremde Zeitungen, Revuen, Gemälde, Pastels, Aquarellen, Zeichnungen, Statuetten, Kupferstiche, Albums, Lithographien, und alle Liebhaber der Malerei thun wohl diese Anstalt zu besichtigen, indem sie daselbst eine große Anzahl Gemälde finden werden, welche in den frühern Ausstellungen des Louvre figurirt. Man kann so die früheren Ausstellungen mit der jetzigen sehr wohl vergleichen. Es war demnach eine glückliche Idee eine solche permanente Ausstellung zu gründen, denn die Gallerien der schönen Künste verdienen den Besuch durch die Auswahl und Verschiedenheit der Kunstwerke. Man findet daselbst, neben den besten Werken, die „Enthauptung Marino Fallero's“, die „arabischen Reiter“, und die „Ermordung des Bischofs von Lüttich“, von Delacroix; den „Tod Bailly's“, von Bremond; „Christoph Columbus“, von Colin; „die Arretirung der Madame Roland“, von Heinrich Schaeffer; „Galliläus“, von Sibot; „Franziska von Rimini“, von A. Hesse, und der „Empfang der Königin Victoria in Treport“, von Tony Johanno.

Conzert-Anzeige.

Herr Th. Döhler läßt sich am 30. dieses Monats im Erardschen Salon und zwar zum Besten der Association der musikalischen Künstler hören; er wird eine Sonate von Beethoven, die Fantasia über die „Somnambula“, seine beliebte Tarentella und fünf Romanzen vortragen.

Billets sind in allen Musikhandlungen zu 15, 10 und 5 Francs zu haben. — Herr Döhler reist nach diesem Conzerte nach London.

Redacteur: Heinrich Börnstein.

Druck mit Schnellpressen von Paul Renouard, rue Garancière, 5.